

7. Subjekt-Weltverhältnisse als Modi des lebensweltlichen Zugriffs

Künstliche Intelligenz ist in der Lage, Bilder oder Nachrichten zu produzieren, die kaum noch oder gar nicht mehr von der Realität zu unterscheiden sind. Durch die Schaffung virtueller Welten, die durch das Eintauchen in sie real erlebt werden, wird die *Realismusdebatte* vor weitere Probleme gestellt. Für die Pädagogik stellt sich die Frage, ob durch die artifizielle Konstruktion eine neue Realität geschaffen wird oder ob Subjekte dadurch einen völlig neuen »Realitätsbereich geschlossener Sinnstruktur« (Schütz und Luckmann) vorfinden, in denen sie Erfahrungen sammeln können. Wie kann die Didaktik auf virtuelle Realitäten reagieren?

Für den Konstruktivismus als didaktische Theorie sind erkenntnistheoretische Gedankengänge fundamental, die in anderweitigen aktuellen didaktischen Überlegungen nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Im Konstruktivismus lassen sich Haftstellen identifizieren, an denen erkenntnistheoretische Überlegungen in der Didaktik erörtert wurden und die aufgrund aktueller Entwicklungen der digitalen Lebenswelt erneut zu diskutieren sind. Heute basieren viele (aktuelle) Theorien über Lernen und Lehren auf konstruktivistische Erkenntnisleistungen (Reich 2002b, 2008; Werning/Lütje-Klose 2016). Angesichts der Digitalisierung und der aus ihr hervorgegangenen Digitalität geht es unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten zuvorderst um die Frage nach »unserer Verankerung in der ›Welt‹« (Gabriel 2016a, 389), wie Gabriel in Anspielung auf Heidegger formuliert.

Diese Analyse beginnt mit zwei Überlegungen, die in konstruktivistischen Strömungen als paradigmatisch und konsensfähig gelten und in vielen Entwürfen als Bezugsquelle für theoretische Grundlagen benannt werden. Dies ist zum einen die »Welt der Bezugnahme« (Gabriel 2016a, 225) und zum anderen das Verhältnis des Subjekts zu eben dieser Welt. Diese Verhältnisbestimmung trägt auch zu einem Verständnis der Subjekt-Weltverhältnisse bei, die als notwendige Bedingungen des Nachdenkens sowie unseres lebensweltlichen Zugriffs gelten können. Grundsätzlich lassen sich antirealistische und realistische Positionen unterscheiden. Für die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften stellt Nida-Rümelin (2018) fest, dass diese sich von philosophischen Diskursen entfernen würden. Zusätzlich kann festgehalten werden, dass realistische Entwürfe

wieder diskutiert werden (Boghossian 2015; Gabriel/Krüger 2018; Gabriel 2015a, 2016b). Beispielsweise werden die Strömungen des Neuen Realismus auch in anderen Wissenschaftsbereichen rezipiert und auf ihr spezifisches Gehalt befragt (Haarkötter 2017; Shaviro 2014). Sowohl der Neue Realismus als auch der Spekulative Realismus sind bereits kritisiert worden (Schmidt 2014). Der Widerhall ließ in den Medien und in Artikeln bzw. Stellungnahmen nicht lange auf sich warten (Jaenecke 2014; Bender 2014). Während die eine Seite der anderen Seite Verkürzungen vorwirft, sollten im Rahmen dieser Arbeit lediglich (mögliche) Implikationen und Ansatzpunkte des Neuen Realismus für (medien-)pädagogische Überlegungen im Kontext von Beeinträchtigungen des Lernens herausgearbeitet werden.

In den Erziehungswissenschaften wird diese Frage immer wieder diskutiert (Mitterer 1999). Gemeinsam ist diesen Dualismen, dass ein »Jenseits des Diskurses vorausgesetzt wird, das die Richtung des philosophischen Diskurses bestimmt« (Mitterer 1999, 485). Mitterer weist im Anschluss darauf hin, dass das Verhältnis der Subjekte zu diesem Jenseits – unabhängig davon, ob darüber realistisch oder konstruktivistisch philosophiert wird – nur zwei unterschiedliche Antworten auf die gleiche Frage sind. »In Frage steht, wie sich die Glieder dieser Dichotomien zueinander verhalten: Der Realismus ist eine Antwort auf diese Frage, der Konstruktivismus eine andere« (Mitterer 1999).

In der Didaktik geht es stets um die Sache als Unterrichts- bzw. Lerninhalt. Damit tangiert die Didaktik – zumindest nach Ansicht des Verfassers der vorliegenden Arbeit – neben der Erkenntnistheorie automatisch die Ontologie als »systematische Untersuchung der Bedeutung von ›Existenz‹« (Gabriel 2016b, 439) und die Erkenntnistheorie als »systematische Untersuchung der Bedeutung von ›Wissen‹ und der damit zusammenhängenden Gegenstände wie Behauptung, Gedanke, Überzeugung, Rechtfertigung, Bezugnahme, Rationalität usw.« (ebd.). Der Entwurf rekurriert erkenntnistheoretisch auf den Neuen Realismus und ontologisch auf die Sinnfeldontologie als theoretische Bezugsrahmen. Durch Deepfakes, Virtual Reality, Fake News und die Möglichkeit der Immersion in virtuelle Räume erfordern die technologischen Entwicklungen eine diesbezügliche Auseinandersetzung, sowohl erkenntnistheoretisch als auch ontologisch.

Die konstruktivistische Didaktik hat ihre Hausaufgaben in diesem Feld gemacht und ihre Position in den Arbeiten dementsprechend ausgearbeitet, wobei der Realitätsbegriff insbesondere in den Arbeiten von Reich diskutiert wird (Reich 1999, 2002b, 2005, 2008). Deshalb wird in diesem Kapitel seine Position als Ergänzung zum radikalen Konstruktivismus von Glaserfeld (2008) in gebotener Kürze dargelegt, wobei ein Schwerpunkt auf Reichs Darstellung des Realen im Konstruktivismus liegt.

Die Untersuchung von Subjekt-Weltverhältnissen in einer digitalisierten Welt betrifft die Lebenswelt als Ort der Bezugnahme. Es könnte ein gravierender Unterschied darin bestehen, ob diese Lebenswelt realistisch oder konstruktivistisch (antirealistisch) gedacht wird. Nachdenken über Subjekt-Weltverhältnisse betrifft auch ein weiteres Problem »dualistischer Theoriebildung« (Mitterer 1999, 485): das Subjekt und seine Fähigkeit, sich selbst zu reflektieren. Das Problem des Bewusstseins (engl. »Mind«) wird in der Philosophie als *Körper-Geist-Problem* diskutiert. Eine gewisse Axiomatik bzw. terminologische Verhältnisbestimmung ist als Grundvoraussetzung des Nachdenkens erforderlich (Meder 2016). Es geht also darum, den Weg zu den theoretischen Grundannahmen zu explizieren, auf denen die Arbeit aufbaut. Für das Thema der vorliegenden Arbeit handelt

es sich dabei um den Begriff *Geist*, der im folgenden Kapitel näher betrachtet wird, da er für ein denkendes Subjekt eine zentrale Kategorie darstellt – ebenso wie die bereits erwähnte Perspektive auf die »Außenwelt«. Die Ausführungen sind als regulative Ideen oder explanatorische Struktur für die Festlegung der Analyseebenen notwendig.

7.1 Erste-Person-Perspektive: Selbstverhältnis

Der Begriff des *Geistes* wird im Verlauf der Arbeit als Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen betrachtet und fokussiert damit bewusst, auf den philosophischen Begriff des Geistes, den Nagel (2016), Searle (2004, 2006) und Gabriel (2020b) erneut in den Diskurs eingebracht haben. Dieser spielt allerdings in naturwissenschaftlichen Erklärungen des Bewusstseins keine große Rolle mehr und scheint dieses Schicksal aufgrund seiner fehlenden Operationalisierbarkeit mit dem Bildungsbegriff zu teilen. Eine anschlussfähige und auch für das weitere Verständnis geeignete Definition findet sich bei Gabriel (Gabriel 2020c, 7; Herv. i. Orig.):

»Hierbei ist *Geist* das Vermögen, ein Leben im Licht einer Vorstellung davon zu führen, wie wir als Menschen Teil einer Umgebung sind, die uns überschreitet. Dieses Vermögen, unsere Selbstbildfähigkeit, lässt sich auf vielfältige Weise ausüben. Man kann sich ebenso für ein Lebewesen halten, dessen Gedanken Ausdruck einer unsterblichen Seele sind, wie für einen hochgerüsteten Killeraffen, dessen grundlegende Absichten eine Hochrechnung des Zusammenspiels unserer vielen egoistischen Gene sind, um nur zwei Extrempositionen zu markieren. Wie man sich zu sich selbst verhält, ist konstitutiv dafür, wer oder was man ist.«

Die Selbstbildfähigkeit geht in dem Sinne über Selbstbewusstsein hinaus, als das Selbst nicht nur als mentales Objekt im Mittelpunkt des Nachdenkens steht, sondern äußere Tatsachen bereits in das Nachdenken über uns einfließen. »Unser Selbstporträt als bewusste Lebewesen hilft uns, der Tatsache Sinn abzugewinnen, dass wir nicht dem Bereich dessen angehören, was bloß auf sozusagen anonyme Weise existiert« (Gabriel 2020b, 25).

Doch worin besteht der Unterschied zwischen *Bewusstsein* und *Geist*? Ist Bewusstsein eine Voraussetzung für Geist oder vice versa? Auf diese Frage gibt Gabriel keine eindeutige Antwort. Die begriffliche Differenz lässt sich am ehesten in seinem Vorwort illustrieren, wenn er darlegt, dass die mentalen Eigenschaften meist unter den Begriff des Bewusstseins fielen. Doch ist der Begriff des Geistes vielschichtiger und der Verweis auf mentale Vokabularien wird dem Facettenreichtum des Phänomens *Geist* nicht gerecht. Bewusstsein könnte mit Gabriel als eine Spielart des Geistes verstanden werden, und damit wird Bewusstsein »allenfalls eine Ebene der vielfältigen Schichten des Geistes, in die wir unseren mentalen Gesamtzustand auflösen können« (Gabriel 2020c, 8). Mit dieser Explikation versucht Gabriel den Geist (im geisteswissenschaftlichen Sinne) zu rehabilitieren oder wie Gabriel es selbst formuliert: Es wäre nicht möglich, »das Subjekt derart in der Natur zu verorten, dass es keiner weiteren Selbsterkundung bedarf« (Gabriel 2020c, 7).

Bewusstsein bezeichnet dabei nur einen möglichen Zustand des Geistes des Subjekts. Das *Subjekt* ist nach Gabriel »ein Platzhalter für eine indefinit große Zahl von Selbstbestimmungsprojekten« (ebd.). Die Selbstbestimmungsprojekte fallen dann wiederum unter den Titel des Geistes. An anderer Stelle beschreibt er das Bewusstsein als »einen Fall von Geist« (Gabriel 2020b, 30).

Konstatiert werden kann, dass geistige Lebewesen über verschiedene Bewusstseinszustände verfügen, die in einer pluralistischen Ontologie wiederum selbst in einem Sinnfeld auftreten. Durch die Einführung von Sinnfeldern vermeidet Gabriel die strikte Trennung in bewusstseinsabhängige (z.B. Marismenschen) und bewusstseinsunabhängige Gegenstände (z.B. Kühe), da nach ihm Existenz bedeutet, dass etwas in einem Sinnfeld erscheint (Gabriel 2016b). Die Grundlagen der Sinnfeldontologie werden in Kap. 7.3 ausgeführt. Dabei wird diese auch darauf befragt, ob die Sinnfeldontologie für (medien-)didaktischen Bezüge anschlussfähig ist.

Zusammengefasst wird *Geist* im Sinne Gabriels als »explanatorische Struktur« (Gabriel 2020b, 62) begriffen. Er argumentiert dafür, dass es trotz des immensen Fortschritts der Naturwissenschaften immer eine Erklärungslücke im menschlichen Selbstverständnis geben wird. Auch die Entschlüsselung von neuronalen Prozessen mittels objektiver Verfahren vernachlässige die Tatsache und scheitere schlussendlich daran, »dass keine Beschreibung der messbaren, in naturwissenschaftlichen Modellen darstellbaren Eigenschaften des Menschen eine Beschreibung der Selbstbildfähigkeit ist« (Gabriel 2020c, 8). Das *Cogito* als irreduzibler Begriff oder als der spezifische Teil des *Cogito*, der als phänomenales Erleben bzw., breiter gefasst, als Erste-Person-Perspektive betrachtet werden kann, wird als Ausgangspunkt des menschlichen Selbstverständnisses gesehen und ist eine irreduzible Tatsache des menschlichen Nachdenkens und seine Verortung in der Welt. Dieser Lesart folgend gehen die Betrachtungen über die Subjekt-Weltverhältnisse vom Subjekt aus.

»Man spricht nämlich von seinen eigenen Handlungen keineswegs in Termini von Bedingungs-Ereignis-Zusammenhängen, sondern in Termini von subjektiv begründeten Handlungen und den Prämissen, unter denen sie im eigenen Lebensinteresse »vernünftig« sind. Dieser »Begründungsdiskurs« ist notwendig immer »erster Person«, impliziert also den »Subjektstandpunkt«: Gründe für mein interessegeleitetes Handeln kann immer nur »ich« haben, aber niemals jemand anders. Oder anders herum: Wenn ich von den Gründen eines anderen rede, dann rede ich immer von seinen Gründen für sein Handeln, also nehme dabei seinen Subjektstandpunkt ein. Der »Subjektstandpunkt« ist entsprechend nicht einfach mein Standpunkt, sondern »je mein« Standpunkt, also als »verallgemeinerter Subjektstandpunkt«: eine spezielle Modalität des sozialen und sachlichen Wirklichkeitsaufschlusses. Dabei erscheinen die Weltgegebenheiten den Individuen nicht einfach als »Bedingungen«, die irgendwelche »Ereignisse« nach sich ziehen, sondern als »Bedeutungen« im Sinne verallgemeinerter, gesellschaftlich vergegenständlichter Handlungsmöglichkeiten: Diese »Bedeutungen« als die Aspekte der Realität, die für je mich handlungsrelevant sind, können zu den benannten »Prämissen« werden, aus denen ich meine Handlungen als in meinem Interesse liegend begründe.« (Holzkamp 1996, 118)

Das subjektive Erleben verweist auch auf die Welt als Welt der Bezugnahme. Treffend bringt es Dreher (2021, 1) auf den Punkt, der in Anlehnung an Husserl konstatiert, dass »die Lebenswelt als elementare Struktur allen menschlichen Verhaltens zu verstehen ist, die im subjektiven Bewusstsein des Individuums festgelegt ist.« Die Erkenntnis der Lebenswelt als elementarer Struktur gilt vice versa auch für das erkennende Bewusstsein, das wiederum auf die »Strukturen der Lebenswelt« angewiesen ist.

7.2 Welt der Bezugnahme: Weltverhältnis

Der cartesische Skeptizismus behauptet, dass wir nicht wissen können, ob es die Welt gibt, wie es Descartes in seinem Traumargument zu verdeutlichen suchte. Eine weitere, auch für die pädagogische Reflexion relevante Frage der Erkenntnistheorie beschäftigt sich mit dem Problem, ob wir die Welt an sich erkennen können oder ob es eine äußerliche Realität gibt, die beobachterunabhängig existiert. Die Philosophiegeschichte hat zwei Hauptrichtungen der Erkenntnistheorie bezogen auf die Welt hervorgebracht: die realistischen und – als Gegenpol – die antirealistischen Positionen (Gabriel 2015c, 171).

In der Postmoderne hat der Konstruktivismus, der in Gabriels Lesart als antirealistische Position markiert werden kann, an Bedeutung zulegen können. »Nach einer Flut von Realismen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vermehrt sich gegenwärtig rapide die Anzahl der Konstruktivismen [...]« (Mitterer 1999). Diese Aussage erfolgte vor über zwei Dekaden. Aktuell treten wieder realistische Antwortversuche hinzu.

Zur Illustrierung der beiden Strömungen eignet sich das Gedankenexperiment *Gehirne im Tank* von Putnam aus dem Jahr 1981, das sich wie folgt zusammenfassen lässt (Putnam 1990, 21): Angenommen, ein diabolischer Wissenschaftler entnehme das Gehirn eines Menschen, läge es in Nährstofflösung, verbinde die Nervenenden mit einem Supercomputer und induziere dem Gehirn, dass sich alles völlig normal verhielte. Sogar die Erinnerungen an die Operation ließen sich löschen. Obwohl die Realität im wahrsten Sinne des Wortes siliziumgeneriert ist und nur in den Schaltkreisen des Computers entstünde, könnten wir nicht wissen, ob wir nicht Gehirne im Tank seien. Putnam streift dem Traumargument von Descartes eine moderne Gewandung über und behauptet im Anschluss, dass das Gedankenexperiment nicht wahr sein könne, weil es sich um eine sich selbstwiderlegende Aussage handelte. »Eine Annahme ist »selbstwiderlegend«, wenn ihre Wahrheit ihre eigene Falschheit impliziert« (Putnam 1990, 23, 23). Gemeinsam ist dem Für und Wider erkenntnistheoretischer Zugänge zur Außenwelt, dass es letztlich nur diese beiden Positionen gibt und es sich bei allen anderen Gedankengängen um Spielarten dieser Dichotomie handelt (Mitterer 1999). Rosa fasst die konträren Sichtweisen konzise zusammen:

»Das unauflösbar erscheinende Theorieproblem ergibt sich also jeweils aus dem Widerspruch zwischen einer Position, welche das Subjekt setzt und die Welt als »konstruiert« erscheinen lässt, und einer Gegenposition, welche die Welt (und sei es die des Diskurses oder der Dispositive) als Wirklichkeit setzt und das Subjekt als deren (illusionäres) Ergebnis oder Epiphänomen postuliert.« (Rosa 2018, 62)

An dieser Stelle wird die Verschränkung zwischen Subjekt und Welt deutlich. Um dies zu umgehen, weist Rosa besonders auf die Relation zwischen Selbst-Welt-Verschränkung als einen sich gegenseitig konstituierenden Modus hin (Rosa 2018, 62). Ist der assertorische Satz, dass es *die Welt als Welt nicht gibt* von Gabriel (2015d) ein möglicher Ausweg aus dieser Aporie?

Um dies zu ergründen, wird zunächst die entgegengesetzte Position des Konstruktivismus (in den Geistes- und Sozialwissenschaften) dargestellt, um daran anschließend den Neuen Realismus als Theorierahmen der realistischen Positionen in Anschlag zu bringen, auf den sich die weiteren Ausführungen gründen.

7.2.1 Konstruktivistische Ansätze

In der Allgemeinen sowie der Heil- und Sonderpädagogik werden zunehmend konstruktivistische Ansätze u.a. von Reich (2008), Arnold und Schön (2019) oder Werning und Lütje-Klose (2016). »Demgegenüber« so stellt Heimlich (2016, 225) fest, »scheint der realistische Standpunkt in der Heil- und Sonderpädagogik ganz in den Hintergrund gerückt zu sein.« Innerhalb des pädagogischen Prämissenrahmens ist Reich das Verdienst zuzuschreiben, den Konstruktivismus – auch in der didaktischen Theoriebildung – salonfähig gemacht zu haben, sowie diesen stringent und kohärent auszuarbeiten. Reich (1999), der damals den interaktionistischen Konstruktivismus vertrat, sieht diesen dabei als »Versuch, die Pädagogik neu zu erfinden« (ebd.).

Nagel (2012, 21) würde konstruktivistische Positionen wohl dem Idealismus zuschreiben,

»denn es herrscht in der Philosophie unserer Tage eine einflussreiche Strömung des Idealismus vor, für welche die Dimension dessen, was es gibt und was der Fall ist, nicht über die Dimension dessen hinausreichen kann, was wir im Prinzip zu denken vermögen.«

Die beiden erkenntnistheoretischen Pole sind – ohne an dieser Stelle auf die zahlreichen Theorierichtungen detaillierter eingehen zu können – letztlich realistische und antirealistische Positionen. Der Konstruktivismus ist, wie der Realismus auch, facettenreich und es gibt diverse Theorierichtungen, die in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen reüssieren. Oft wird an erster Stelle der radikale Konstruktivismus genannt. Daneben gibt es jedoch Spielarten des systemischen, biologischen oder neurobiologischen Konstruktivismus oder eben dem von Reich (1998a, 1998b) begründeten interaktionistischen Konstruktivismus.

An dieser Stelle der Arbeit interessiert primär, wie der Konstruktivismus die Termini *Realität* und *Wirklichkeit* bestimmt. Die wesentliche Kritik des Konstruktivismus bezieht sich auf die bewusstseinsunabhängige Erkennbarkeit der Realität, die von vielen Realismen in unterschiedlichen Spielarten vertreten wird (Mitterer 1999, 486; Reich 2002b). Eine ausführliche Darlegung dieses Minimalkonsenses findet sich in Reichs (2002b, 1) Aufsatz »Zum Realitätsbegriff im Konstruktivismus«:

»Konstruktivist*innen sind sich darüber einig, dass Realität, sofern sie denn etwas bezeichnen soll, was außerhalb unseres Bewusstseins, unserer Sprache und vor unseren Handlungen ist, sich nicht einfach in uns abbildet, in uns eingeboren ist oder von uns irgendwie nachgeahmt wird.«

Ziel dieser Unterscheidung ist die bewusste Herausstellung eines Unterschiedes zu (naiven) realistischen Positionen. Reich greift mit dem obigen Zitat die Problematik eines externen oder naiven Realismus auf (Reich 2002b, 2005). Reich differenziert zwischen Realität und Wirklichkeit, die für ihn »stets Konstruktionen des Menschen sind, vom Imaginären und Realen, das unabhängig auf uns wirkt [...]« (Reich 1998b, 536). Reich (2002b, 6) konzediert zwar, dass es etwas außerhalb des Menschen gibt, denn »auch als Konstruktivist komme ich nicht auf die Idee, eine bewusstseinsunabhängige Realität – ich nenne sie das Reale – zu bestreiten.« Damit ist jedoch noch nicht beantwortet, was der Unterschied zwischen Realität und Wirklichkeit im Konstruktivismus meint. Realität und Wirklichkeit sind begriffliche Unterscheidungen, die so nur im Deutschen möglich sind (Mitterer 1999; Reich 2002b, 26).

Der Konstruktivismus positioniert sich als Erkenntniskritik, indem er einerseits bewusst relativistisch auftritt, was oftmals kritisiert wird (Boghossian 2015), diesem jedoch andererseits eben auch ermöglicht, die Verhältnisse unterschiedlicher Realitätsebenen zu reflektieren. Konstruktivismen unterscheiden zwischen Realem und Realität, Realität und Wirklichkeit (Mitterer 1999). Es gibt zwar in summa etwas, das wie gesagt, z. B. Reich als Reales (R) bezeichnet. Dabei zielen die Überlegungen bewusst auf ein Verhältnis zwischen den beiden Welten, das es zu reflektieren gilt. Reich stellt dazu fest: »Wir wissen, dass es vom Menschen gemachte und dabei sehr eindeutig rekonstruierbare Realität (r) gibt (insbesondere bei Zweck-Mittel-Rekonstruktionen), und wir können hiervon ein für uns immer von außen kommendes und nicht kontrollierbares Reales (R) unterscheiden« (Reich 2002b, 24).

An dieser Stelle wird eine Fehlannahme vieler vorschneller Urteile über den Konstruktivismus dahingehend deutlich, dass dieser keineswegs eine externe Realität negiert. Reich fasst es wie folgt: »Ein wesentliches Problem, einer der wichtigsten Streitpunkte, liegt darin, dass wir zwar einerseits als Konstruktivist*innen behaupten, dass die Menschen die Erfinder ihrer Wirklichkeit sind, dass wir andererseits aber offenbar nicht alle Realität erfinden können« (Reich 2002b, 1). An anderer Stelle bemerkt Reich in seinen Ausführungen zur Differenz von Realität und Wirklichkeit:

»Realität und Wirklichkeit lassen sich zwar methodisch differenzieren, indem wir mittels Formalisierungen eine größere Nähe oder Ferne hin zum Menschen feststellen – nach bestimmten Zwecken, Verfahren, Interessen, Perspektiven usw. –, aber interaktionistische Konstruktivist*innen verweigern hierbei eine eindeutige Ableitung aus einem externen Realismus, einer äußeren Ding-an-sich-Welt, die unvermittelt unsere Realitätskonstruktionen erfasst. Dabei gebrauchen wir Realität und Wirklichkeit synonym. Die Wirklichkeit kann auch eine Sonderbedeutung erhalten, die stärker auf das Wirken (Effekte), die Aktualität oder die Potenz abhebt.« (Reich 1998b, 562–563)

Die Differenz zwischen Realität (r), als vom Menschen konstruiert, und Realem (R), als sensu Reich (Reich 2002b, 6) nicht negierbare auf den Menschen von außen eintretenden Ereignissen wird von Reich als Kontinuum begriffen. Der Unterschied zwischen Realität (r) und Wirklichkeit wird, wie das obige Zitat verdeutlicht, dadurch voneinander unterschieden, dass Wirklichkeit stärker auf die Folgen von menschlichen Eingriffen in die Realität fokussiert.

Zusammenfassend kann die Relation von Realität und Wirklichkeit konstruktivistischer Denkrichtungen mit dem folgenden Zitat von Kraus (2018; Herv. i. Orig.) verdeutlicht werden:

»Der Begriff der ›**Realität**‹ steht in diesem Kontext für die **physikalische Welt**, der Begriff der ›**Wirklichkeit**‹ hingegen benennt die subjektiv **konstruierten Lebenswirklichkeiten**. Daran lässt sich verdeutlichen, dass entgegen solipsistischer Unterstellungen nicht die Existenz der ›Realität‹ bestritten wird, sondern nur deren Erkennbarkeit.«

Wenn der Mensch Konstrukteur seiner Realität ist, stellt sich für den Konstruktivismus auch das Wahrheits- und das Wissensproblem. Das Wahrheitsproblem wird auch von Reich diskutiert. In diesem Zusammenhang hält er fest (Reich 1998b, 207):

»Was aber ist dann die Wahrheit dieses Hintergrundes, die wir immer schon behaupten müssen, wenn wir ihn als eine Konstruktion normativ in die jetzt geübte Diskussion einführen? Wahrheit kann konstruktivistisch gesehen nicht mehr von außen als Abbild, Widerspiegelung usw. kommen, sondern wird selbst als Konstrukt betrachtet. Wer aber konstruiert Wahrheit? Die Antwort lautet: Die auftretenden Beobachter selbst, die eine Verständigungsgemeinschaft bilden, die einen Konsens über bestimmte Konstruktionen finden, erzeugen Wahrheit als Konstrukt. Dann aber erzeugen sie auch normativ die Behauptung einer Realität hinter der Wirklichkeit als Konstrukt, um sich damit etwas verständlich zu machen, was ihnen als sinnvoll, nützlich, passend usw. erscheint.«

An anderer Stelle betont Reich: »Unter der strikten konstruktivistischen Einstellung, dass alle Wahrheitssetzungen als Konstruktionen aufzufassen sind, können und sollten wir gleichwohl zugeben, dass nicht alles in solche Konstruktionen als symbolisch sichere Ordnung aufgeht« (Reich 1998b, 208).

Die Begriffe Wissen und Wahrheit werden, wie die Zitate zeigen, im Konstruktivismus diskutiert; eine ausführliche Darstellung findet sich bei Reich selbst (ebd.). Zusammenfassend konstatiert er mit Blick auf die Didaktik das Folgende zum Wahrheitsproblem: »Die Wirklichkeit und in ihr die je behauptete Wahrheit ist eine bloße Konstruktion von Beobachtern.« Gerade durch diese Aussage wirke der Konstruktivismus für viele wie »die Axt im Wald« (Reich 2002a, 71).

Den Konstruktivismus interessiert, wie Wissen konstruiert wird, welche kulturellen Bedingungen zur Konstruktion von Wissenssystemen führen. Aus den hier nur oberflächlich und verkürzt skizzierten Beispielen ergibt sich das Desiderat, den Wissensbegriff im Hinblick auf eine Didaktik digitaler Technologien stärker zu fokussieren. Auch das Wahrheitsproblem sowie vorliegende Wissensverständnisse sollten aus un-

terschiedlichen Perspektiven analysiert werden – wobei mit den Arbeiten von Reich im Konstruktivismus bereits eine sehr fundierte Analyse vorliegt. Reich (2002a, 70) merkt an, dass Didaktik »nicht mehr eine Theorie der Abbildung, der Erinnerung und der wichtigen Rekonstruktion von Wissen und Wahrheit, die nach vorher überlegten und klar geplanten Mustern zu überliefern, anzueignen, anzusozialisieren sind, sondern ein konstruktiver Ort der eigenen Weltfindung.«

Nichtsdestotrotz könnte provokant formuliert werden, dass die Frage nach Wissen und Wahrheit aus konstruktivistischer Perspektive doch als willkürliche Setzung der Beobachtenden betrachtet werden könne. Zu dieser Problematik stellt Coriand (2015, 127) zu Recht fest:

»Wenn das tatsächlich so stimmen würde [dass, Wissen eine individuelle Konstruktionsleistung darstellt], dann könnten wir die Positionen des radikalen Konstruktivismus getrost beiseite legen und einfach unseren eigenen folgen. Beansprucht dieser jedoch für seine Aussagen Gültigkeit, dann repräsentiert er – gemäß der eigenen Erkenntnistheorie – einen Widerspruch in sich.«

Neben dem Wahrheitsbegriff ist es evident, dass der Bereich des Wissens im Kontext digitalisierter Lebenswelten relevant wird, da es noch nie so einfach war, Wissen zu generieren, zu erwerben und zu verbreiten. Glasersfeld (2008, 187) weist darauf hin, dass sich der Konstruktivismus »als eine Theorie des Wissens« versteht und »nicht als eine Theorie des Seins«. Weiter formuliert er: »Nichtsdestoweniger behauptet er nicht, daß wir schlechthin alles, was uns beliebt, mit Erfolg konstruieren können.« Wissen ist bei Glaserfeld ein begriffliches Erkenntnismittel zur Beschreibung der Welt: »Mit anderen Worten, Wissen besteht in den Mitteln und Wegen, die das erkennende Subjekt begrifflich entwickelt hat, um sich an die Welt anzupassen, die es erlebt« (Glaserfeld 2008, 187). Im weiteren Verlauf expliziert Glaserfeld, dass wir keine Tatsachen über eine objektiv existente Welt feststellen können, sondern die Tatsachen nur Elemente der Erfahrung sind, die der Mensch macht. Gegen diese Argumentation richtet sich Searles Kritik an konstruktivistischen Positionen und an den daraus bei Glasersfeld abgeleiteten Konsequenzen. Wenn Wissen in Form von Begriffen gefasst wird, wie es bei Glaserfeld an dieser Stelle der Fall ist, lässt sich mit Searle einwenden, dass Tatsachen nicht den sprachlichen Äußerungen über sie entsprächen – und es ein Fehlschluss wäre, daraus zu deduzieren, dass Tatsachen an sich nur in der Erfahrung existierten. Dazu bemerkt Searle:

»Ein solcher Fehlschluss liegt in der Annahme, die sprachliche und begriffliche Natur der Tatsachen-Identifikation erfordere eine sprachliche Natur der identifizierten Tatsachen selbst. Tatsachen sind Bedingungen, die Feststellungen wahr machen, sie sind jedoch nicht dasselbe wie ihre sprachlichen Beschreibungen.« (Searle 2004, 34)

Nach Searle gibt es also einen Widerspruch zwischen begrifflich beschreibenden Tatsachen und realen Tatsachen. Sprechakte über Tatsachen setzen Begriffe voraus, um über diese Tatsachen reden zu können, und werden sozial konstruiert. Daraus zu folgern, dass Tatsachen sozial oder sprachlich konstituiert sind oder gar gemacht werden, ist ein logischer Fehlschluss, indem »Gebrauch und Erwähnung durcheinandergehen« (Searle

2004, 33). Ein mögliches, von Realisten vorgebrachtes erkenntnistheoretisches Paradox antirealistischer Positionen besteht darin, dass sie mit der Aussage, keinen Zugang zu einer objektiven Welt zu haben, diese bereits präsupponieren.

»Wenn der Skeptiker die Möglichkeit der Erkenntnis anzweifelt oder bestreitet, dann macht er eine Aussage über die Wirklichkeit als solche. Es muss sich, ob er will oder nicht, auf den Standpunkt von jemandem stellen, der eine Aussage darüber macht, wie die Wirklichkeit selbst beschaffen ist. Denn die Fraglichkeit oder Unmöglichkeit der menschlichen Erkenntnis besagt ein Verhältnis zur Wirklichkeit als solcher.« (Schöndorf 2014, 67)

Mit anderen Worten: Um zu wissen, dass menschliche Repräsentationen kein Bild der Wirklichkeit darstellen, trifft von Glaserfeld bereits eine Aussage über die Erkenntnis der Realität selbst. Ansonsten würde der Mensch seine mentalen Repräsentationen für die Wirklichkeit halten und die Frage nach der Erkenntnis wäre an dieser Stelle redundant – da der Mensch nicht wissen würde, wie es anders sein könnte. Dieses Dilemma ergibt sich aus konstruktivistischer Sicht gleichermaßen für den Realismus (Mitterer 1999). Es ist scheinbar unvermeidlich, dass Realismen antirealistische Theorieelemente aufweisen und Konstruktivismen sich auf realistische Prämissen stützen (Mitterer 1999). Im Kontext einer Didaktik digitaler Technologien führt das angeführte Paradoxon dazu, dass selbst ethisch fragwürdige Positionen als Aushandlungspraxis legitimiert werden können. Zudem werden die Sachen als Kern des didaktischen Dreiecks bedeutungslos, obwohl es doch um die Weltaneignung an eben diesen Sachen geht. Der Prozess zwischen Vermittlung und Aneignung wird somit verkürzt, da wissensvermittelnde Positionen einseitig als belehrend und bevormundend angesehen werden.

Zusammenfassend bietet der Konstruktivismus ein für die Erkenntniskritik wichtiges Instrumentarium, um die Relativität menschlicher Diskurse, Praktiken und Handlungen zu reflektieren. Andererseits steht er in der Kritik, durch seine Relativierung beliebig zu sein und dadurch auch Aussagen über die Realität zu erschweren, auf die er sich selbst in gewisser Art und Weise immer wieder beziehen muss. Für die Erziehungswissenschaften ist der Konstruktivismus deshalb relevant, da er den subjektiven Zugang zur Welt als Konstruktion betont – d.h. als eigenständige Leistung des Subjekts. Das Nachdenken über die Welt muss jedoch nicht in einem externen oder naiven Realismus münden, der selbst unter denjenigen Denkern, die realistische Positionen vertreten, umstritten ist (Gabriel 2015a, 2016b). Aus diesen erkenntnistheoretischen Vorüberlegungen ergeben sich jedoch didaktische Konsequenzen, da es für die Lehre und die Methodik sowie generell für didaktische Überlegungen einen Unterschied macht, ob die Didaktik auf realistische oder auf konstruktivistische Bezüge zurückgeht.

7.2.2 Begehren des Neuen Realismus

Die Bestrebungen eines *Neuen Realismus* (Gabriel 2015a) sind auch aus dem bereits erwähnten Vorwurf als *naïve* Theorie entstanden, dem der Neue Realismus, unter dem sich verschiedene Theorierichtungen versammeln, argumentativ entgegentreten möchte (Gabriel 2015b, 15). Dabei positioniert sich diese Form des Realismus gegen ein dualisti-

sches Weltbild und versucht damit, der Naivitätsthese einer beobachterunabhängigen Wirklichkeit (*der Natur oder der Außenwelt*) zu entgehen bzw. diese zumindest zu entkräften (ebd., 10). Diese als externaler Realismus bekannte Strömung, welche die Annahme behauptet, dass die Welt unabhängig von erkennenden Subjekten – quasi als eine »Welt ohne Zuschauer« (Gabriel 2015d, 15) – existiert, wird heute selbst im Realismus kaum noch vertreten.

Als weitere Begründung für den Neuen Realismus wird das folgende Argument ins Feld geführt:

»Bewusstseinsunabhängigkeit ist entsprechend gar nicht mehr als das zentrale Merkmal realistischer Theorien zu betrachten, schon deswegen, weil man damit definitiv einen Realismus hinsichtlich der eigenen Theoriebildung, das heißt also sowohl einen rationalistischen als auch einen mentalen oder moralischen Realismus, schon ausgeschlossen hätte.« (Gabriel 2015b, 10)

Während in den Geistes- und Sozialwissenschaften viele antirealistische Positionen zirkulieren und die Diskussion innerhalb der Lerntheorien und Didaktik – zumindest in der Heil- und Sonderpädagogik – dominieren, gibt es in der Philosophie mit dem Neuen Realismus und anderen Spielarten fortlaufende Bestrebungen, die »Standardposition« (Searle 2004, 22) argumentativ zu rehabilitieren. Dies geht jedoch nicht mit der Annahme eines naiven externen Realismus einher, wie Reich (2002b) zu Recht kritisiert. Der Neue Realismus lässt sich deshalb zunächst wie folgt bestimmen:

»Der *Neue Realismus* ist im Allgemeinen die Idee, dass der Realismus nicht mit der Annahme einer geist- oder perspektivenunabhängigen Realität oder Wirklichkeit operieren muss (was keineswegs impliziert, dass es keine Außenwelt gibt!).« (Gabriel 2016b, 35; kurs. i. Orig.)

Die theoretischen Grundannahmen und Referenzen, die zur Theoriebildung beitragen, differieren über die Theorien hinweg. Bei Gabriel ist dies im Rahmen seiner Sinnfeldontologie die Entwicklung einer pluralistischen sowie realistischen Ontologie, die die Existenz in den Mittelpunkt der Analyse rückt (Gabriel 2016b, 25). Zudem wird an konstruktivistischen Positionen die Willkür des Wahrheitsbegriffs kritisiert und bei Boghossian (2015) mit dem Slogan »Angst vor der Wahrheit« zugespitzt. Gabriel (2016b, 189) bemerkt zu falschen Tatsachen:

»Im Übrigen gilt auch für Illusionen und falsche Gedanken, dass sie in Tatsachen eingebettet sind, die nicht konstruiert sind. Wenn ich zu Unrecht meine, dass es in Los Angeles regnet, während ich diese Zeilen tippe, handelt es sich um eine Tatsache über mich, dass ich dies gerade meine. Es ist deswegen wahr, dass meine Überzeugungen falsch sind. Meine Überzeugung ist objektiv falsch, nicht nur falsch für mich (für mich ist sie ohnehin wahr); man kann die Quelle meines Irrtums ausfindig machen.«

Damit zeigt sich, warum ein arbiträrer Begriff von Wahrheit und die konstruktivistische Perspektive auf die Welt nicht nur Vorteile mit sich bringen, sondern auch einige problematische Manöver zulassen. Ist die Sinnfeldontologie eine mögliche Perspektive für die

Didaktik digitaler Technologien? Paradigmatisch werden im Folgenden die Grundzüge der Sinnfeldontologie skizziert. Dies geschieht angesichts des Umfangs von Gabriels Arbeiten zwangsläufig eher kursorisch, ohne das erklärte Ziel, eine Theorie als Prämissenrahmen einzuführen, um aus den gewonnenen Erkenntnissen im weiteren Verlauf die Konturen einer realistisch orientierten und benachteiligungssensiblen Didaktik digitaler Technologien abzuleiten.

7.2.3 Sinnfeldontologie als Nexus zwischen Konstruktivismus und Realismus?

Gabriels populärwissenschaftliche Veröffentlichungen sind ein Prolog für seine tieferen Überlegungen in der Monografie »Sinn und Existenz« aus dem Jahr 2016 oder seinem an die Sinnfeldontologie anschließendem Buch »Fiktionen« aus dem Jahr 2020 (Gabriel 2016b, 2020a). Bekannt geworden ist die Sinnfeldontologie aber mit dem eingängigen Buchtitel »Warum es die Welt nicht gibt« (2015). Diese provozierende und plakative Aussage sorgte einerseits für ein großes Medienecho und trug andererseits dazu bei, seine Gedanken in die Öffentlichkeit zu transportieren. Gabriel versucht, in seinen diesbezüglichen Arbeiten einerseits Ontologie und Metaphysik zu trennen, und verfolgt andererseits das erklärte Ziel, letztgültige Fragestellungen nach vereinheitlichenden Weltanschauungen oder dem Absoluten generell zu verabschieden (Gabriel 2016b, 61). Die Sinnfeldontologie kann aber auch so ausgelegt werden, dass sie den Widerspruch antirealistischer und realistischer Positionen auflöst bzw. zumindest verkleinert (Haarkötter 2017).

Gabriels *Sinnfeldontologie* scheint in ihren Kernaussagen prima facie schnell zu fassen zu sein, da der Leserschaft klare Definitionen zur verwendeten Terminologie an die Hand gegeben werden. Ein Blick hinter den Vorhang von Gabriels zunächst divergierenden Ismen, die er mit Vorliebe prägt, eröffnen ein anderes Bild und deuten in die Tiefe der Theorie, deren Prämissen zunächst unter Rekurs auf Kant und Frege stringent und klar abgesteckt werden.

Zentral ist und bleibt zunächst Gabriels polemisch klingende Behauptung, dass es die Welt nicht gibt und er damit auch den Weltbegriff aus logischen Gründen in seiner sogenannten »Keine-Welt-Anschauung« (Gabriel 2016b, 45) ablehnt.

Die *positive Ontologie* der Sinnfelder möchte nicht nur die These der Erkennbarkeit einer »vereinheitlichten Totalität« (ebd., 24) verabschieden, sondern zielt auch darauf ab, die Verschränkung von Metaphysik und Ontologie zu überwinden – insofern Metaphysik sensu Gabriel (ebd., 57) als eine »Theorie der absoluten Totalität des Existierenden, der Welt als Welt [...]« verstanden wird, um damit die Metaphysik aus dem eigenständigen Geltungsbereich der Ontologie auszuschließen. Denn die Ontologie – so argumentiert Gabriel weiter – wird heute überwiegend unter dem Bereich der Metaphysik subsumiert. Dies versucht Gabriel durch seinen Entwurf der Sinnfeldontologie zu ändern, wobei er den Blick (nach eigenen Angaben) stets öffnet, indem er immer wieder (notgedrungen) das Feld der Erkenntnistheorie streift (2016b, 25). In diesem Zusammenhang spricht er auch von einem »epistemologischen Realismus, der sich zum ontologischen gesellt« (ebd., 39). Mit diesem Begriff belegt er die These, dass es grundsätzlich möglich sei, eine Übereinstimmung zwischen den Gegenständen (in Sinnfeldern) und den Erscheinungen der Gegenstände herzustellen, die wir erfassen (ebd., 40).

Wenn diese beiden Grundannahmen, d.h. die der Keine-Welt-Anschauung und die der Trennung von Metaphysik und Ontologie, die Gabriel in seinem Werk *Sinn und Existenz* ausführlich begründet und herleitet, in wissenschaftstheoretischer, aber auch pädagogischer Absicht auf ihre Anschlussfähigkeit bzw. hinsichtlich der neuen Erkenntnisse für die Pädagogik – mit der Didaktik als deren Teilbereich – befragt werden, hätte dies in der Tat einige interessante Akzentverschiebungen zur Folge; insofern könnten didaktische Überlegungen, die sich zwangsläufig mit Gegenständen beschäftigen, in diesen Theorierahmen eingeordnet werden. Einschränkend sei angemerkt, dass sich die Reflexion ausschließlich auf eine Didaktik im Kontext von Beeinträchtigungen des Lernens und sozialer Benachteiligung sowie auf damit zusammenhängende Bereiche der digitalen Lebenswelt begrenzt.

Die Sinnfeldontologie postuliert indefinit viele Bereiche, die Gabriel (2016b, 163) als Sinnfelder bezeichnet. Die Sinnfeldontologie wird deshalb als *ontologischer Pluralismus* (ebd., 245) eingeführt, den Gabriel wie folgt beschreibt:

»Der ontologische Pluralismus führt mindestens dazu, dass wir viele unserer methodologischen Voraussetzungen in spezifischen Forschungsfeldern revidieren müssen – in der Philosophie gilt dies etwa für die Philosophie des Geistes und die Ethik, die mit dem Weltbild des Naturalismus zu ringen haben.« (Gabriel 2016b, 244)

Ein Gegenstand, so seine zentrale These, erscheint immer vor einem Hintergrund und tritt niemals isoliert auf, zumindest wenn man den letzten Gegenstand außen vorlässt, mit dem sich die Ontologie per definitionem aber gar nicht zu beschäftigen hat oder sich nicht mehr beschäftigen muss. Doch was versteht Gabriel exakt unter Sinnfeldern und wie wendet er den äquivoken Begriff *Sinn*, den er von Freges Sinntheorie in einer großzügigen Deutung entlehnt, wie er selbst anmerkt?

Wenden wir uns zunächst dem Begriff des *Feldes* zu, der von Gabriel bewusst gewählt wird. Der Begriff des Feldes wird auch in den Sozial- und insbesondere in den Naturwissenschaften verwendet, sodass es zunächst einer kurzen Klärung Bedarf, warum er diesen gewählt hat. »Der Begriff des Feldes ist neutraler als derjenige von Gegenstandsbereichen oder gar von Mengen« (Gabriel 2016b, 186). Im Gegensatz zum Feldbegriff ist der *Sinn*-Begriff bei Gabriel diffus und schwerer zu fassen, da er diesen zwar wiederholt expliziert, jedoch erst Stück für Stück weiter einführt und mit Bedeutung belegt. *Sinn* figuriert in der Sinnfeldontologie die Felder und ist somit zunächst funktional, indem er diesen eine Struktur zuschreibt. Die Diskrimination von Bereichen erfolge durch spezifische »Anordnungsregeln« (Gabriel 2016, 163). Die Art und Weise der Anordnungsregeln belegt Gabriel mit dem Begriff *Sinn*, wobei er sich ausdrücklich auf Fregesche Sinne und die Wahrnehmung betreffende Sinne bezieht, wie im Folgenden ausführlicher zu erläutern sein wird (ebd.).

Zunächst ist jedoch zu klären, wie Gegenstände und Sinnfelder aufeinander verweisen. Die Beziehung zwischen einem Gegenstand (bspw. einem Pezziball), der in einem Bereich vorkommt, und dem Bereich selbst (bspw. dem Arbeitszimmer) bezeichnet er als »Erscheinung«.

»Wenn zu existieren bedeutet, in einem Bereich zu erscheinen, impliziert dies freilich, dass auch nur dann Bereiche existieren können, wenn sie in einem weiteren Bereich erscheinen. Folglich können Gegenstände nicht von Bereichen isoliert existieren. Sie sind keine Absoluta, sondern Relata. Gegenstände existieren relativ zu ihrem Bereich, und Bereiche sind umgekehrt auch nur relativ zu ihren Gegenständen individuiert, sofern die Sinne, die einen Bereich individuieren, bestimmte Gegenstände erscheinen lassen.« (ebd., 164)

In diesem Verständnis könnte die Sinnfeldontologie auch zu den relativistischen Theorien gerechnet werden, da Gegenstand und Bereich in einem relationalen Verhältnis stehen. Ein Gegenstand, der in einem Sinnfeld erscheint, sei dieser ideell oder materiell, steht zu diesem in einer Beziehung. An anderer Stelle beschreibt Gabriel diese Beziehung näher als *Erscheinen-in*: »Nennen wir nun die Relation zwischen einem Gegenstand und einem Feld ›Erscheinen-in‹. Gegenstände erscheinen in einem Sinnfeld, sie treten dort auf« (Gabriel 2016b, 190). Gabriel geht es um die Auflösung des Gegenstandes als Objekt der Außenwelt, auf den wir nur mittelbar durch unsere Sinne zugreifen können. Weil Gegenstände immer in ein Sinnfeld eingebettet sind, erscheinen sie uns niemals losgelöst vor unseren Augen oder als bloße Repräsentationen der Begriffe, die wir diesen zuweisen. »Als ontologischer Realist möchte ich dagegen daran festhalten, dass es bereichsartige Feldstrukturen gibt, die unabhängig davon ausgebreitet vorliegen, dass wir epistemische Identitätskriterien im Rahmen ihrer Entdeckung in Anschlag bringen« (Gabriel 2016b, 39).

Neben der Existenz von Gegenständen geht es Gabriel (2016b, 39) um den *Sinn*, den er darin sieht, wie »Felder Gegenstände zur Erscheinung bringen (die Regeln, die festlegen, um welches Sinnfeld es sich handelt) [...]«. Wie bereits erwähnt, entlehnt er den Begriff Sinn, der für Sinnfeldontologie fundamental ist, aus Freges Sinn-Theorie in zweifacher Weise:

»Diese Deutung versteht fregesche Sinne erstens als *objektive* Arten des Gegebenseins, die mit Gegenständen unabhängig davon zusammenhängen, um welche Art von Gegenständen es sich handelt. Zweitens (was als Frege-Deutung natürlich ebenfalls anfechtbar ist) werden Sinne als Eigenschaften von Gegenständen und nicht etwa als Arten, sich Gegenstände zugänglich zu machen, verstanden.« (Gabriel 2016b, 37)

Das bedeutet also, dass Gegenstände nicht als sinnfreie Objekte vor unserem Erkenntnishorizont liegen oder an ihm vorbeiziehen. Vielmehr entdecken wir Sinne, die den Gegenständen als Eigenschaften nicht extra durch unsere Erkenntnisleistung zugeschrieben werden müssen, sondern uns im Gegenteil erst dazu befähigen, einen Gegenstand zu erkennen – genauer gesagt: ihn zu individuieren. Diese Sinne wiederum stehen stets im Zusammenhang mit den Gegenständen selbst. Da sich auch die Didaktik mit Lern- oder Unterrichtsgegenständen zu beschäftigen hat, ist es essenziell zu erläutern, was Gabriel unter dem Begriff des Gegenstands genau versteht.

Er unterscheidet im weiteren Fortgang seiner Betrachtungen zunächst zwischen *Dingen* und *Gegenständen*: »Während Gegenstände die allgemeinere Struktur bilden, sind Dinge raumzeitlich ausgedehnte Gegenstände« (Gabriel 2016b, 480). Auch *Gedanken*

zählt Gabriel explizit zu den Gegenständen, was er als Folge der *funktional ontologischen Differenz* sieht: »Gedanken sind Gegenstände, die durch die Eigenschaften individuiert werden, entweder wahr oder falsch zu sein und durch begriffliche Sinne voneinander unterschieden werden« (ebd., 480–81).

Die Didaktik als Kunstform zielt darauf ab, Gegenstände für Menschen als wechselseitige Bemühungen des Lehrens und Lernens zugänglich zu machen. Dabei bezieht sich die Didaktik auf die Wirklichkeit, die Gabriel mit Existenz gleichsetzt, da Wirklichkeit der Modus der Existenz ist (Gabriel 2016b, 372). Damit er meint, dass etwas nur wirklich ist, wenn es existiert. In seiner *Sinnfeldontologie* (SFO) schreibt er dem Begriff der Existenz eine Schlüsselrolle zu. *Existenz* bedeutet nach Gabriel, dass sich etwas von einem Hintergrund durch Individuation abhebt und sich direkt aus der lateinischen Wurzel des Begriffs Existenz von *existere* als »heraus-, hervortreten, vorhanden sein« (Klosa/Auberle 2001, 501) ableitet. »Ich verstehe unter ›Existenz‹ die Tatsache, dass ein Gegenstand oder einige Gegenstände in einem Sinnfeld erscheinen« (Gabriel 2016b, 184). Wohingegen Frege meint, dass Existenz bedeutet, unter einen Begriff zu fallen (Gabriel 2016b, 37).

Die Sinnfeldontologie kann ferner als Versuch interpretiert werden, den Widerspruch antirealistischer und realistischer Positionen aufzulösen (Haarkötter 2017). Mit der These, dass es indefinit viele Sinnfelder gibt, nähert sich Gabriel in seinen Ausführungen wieder dem Konstruktivismus an und lässt Raum für unterschiedliche Sinnfelder, die durch unterschiedliche Beobachter subjektiv individuiert werden. Somit bleibt das Subjekt Konstrukteur seiner Lernprozesse, aber nicht um den Preis einer leeren und bedeutungsfreien Realität.

»Dagegen wird die positive Ontologie der Sinnfelder gesetzt, der zufolge es unzählige Sinnfelder gibt: bei einigen handelt es sich um objektiv bestehende Bereiche, in denen Gegenstände durch Regeln individuiert werden, unter denen sie stehen, sofern sie zu einem gegebenen Bereich gehören. Andere dagegen sind nicht von der Art, dass wir ihnen objektive Existenz zuschreiben, also derart, dass sie auch dann existiert hätten, wenn es niemals Begriffsverwender gegeben hätte.« (Gabriel 2016b, 24)

Der Begriff der Sinnfelder kann folglich den subjektiven Erkenntnisprozessen, wie sie im Konstruktivismus betont werden, Rechnung tragen: Er rückt die subjektive Perspektive der Individuen in den Fokus, verweist zugleich aber auch explizit auf real existente Gegenstände in Sinnfeldern. Zudem wird eine beobachterunabhängige Wirklichkeit negiert, da der Mensch immer schon mit der Realität in direktem Kontakt steht und auch die Wahrnehmungsbedingungen, die Sinne, durch ihre strukturelle Beschaffenheit bereits Sinn erzeugen. Diese Nähe zu antirealistischen Positionen fiel auch Gabriel auf. Er bemerkt dazu (2016b, 190):

»Der Sinnfeldbegriff neigt nicht von vornherein zu einer konstruktivistischen oder antirealistischen Erklärung. Konstruktivismus oder Antirealismus werden durch Analysen der Wahrheitsbedingungen motiviert, die für paradigmatisch vereinfachte Formen propositional strukturierten Nachdenkens darüber gelten, was es gibt. Doch wir sollten das Vorurteil darüber ablegen, dass unsere projizierten Wahrheitsbedingungen im Allgemeinen darüber entscheiden, was es gibt oder überhaupt geben kann, sodass wir zwar Raum für lokale antirealistische Manöver lassen, aber niemals die realistische

Feldkonzeption und den damit verbundenen realistischen Tatsachenbegriff aufgeben müssen.«

Gabriel versteht unter *Tatsachen* wahre Gedanken. »Vielmehr sind Tatsachen schon Wahrheiten über Gegenstände« (Gabriel 2016b, 49). Allerdings träfe es nicht zu, dass auf alle Gedanken das Wahrheitskriterium anzuwenden sei. Der Begriff der Wahrheit, von dem wir uns auch aus ideologischen Gründen verabschiedet haben, sollte mehr sein als Für-Wahrhalten und spielt insbesondere im medialen Kontext eine ubiquitäre Rolle. Verwiesen sei hier lediglich auf die Möglichkeit von technisch einfach zu realisierenden Deepfakes, was den Rahmen der technischen Möglichkeiten in absehbarer Zukunft nicht einmal ansatzweise sprengt.

Festzuhalten bleibt, dass die Erklärungskraft einer *pluralistischen Ontologie* bewusst auf die Annahme des Absoluten verzichtet, da der Begründer die Gefahr ausmacht, dass sich damit Erklärungsmuster in Gegenstandsbereiche einschleichen, für die sie eigentlich keine Aussagekraft haben und somit der Diskurs ideologisch verengt werden könnte (Gabriel 2016b, 245). Welches Ansinnen verfolgt die Sinnfeldontologie? Auf diese Frage kann am besten mit den Worten Gabriels (2016b, 244) geantwortet werden: »Die explanatorische Kraft der Sinnfeldontologie besteht mindestens darin, ontologische Positionen vom Feld zu weisen, die zu metaphysischen (hyper-substanziellen) Behauptungen führen, die nicht nur in der Philosophie, sondern auch in anderen Bereichen des Wissenschaftsdiskurses prominent sind.«

Gemäß dieser Aussage müsste man auch das methodologische Vorgehen in den unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen neu austarieren bzw. die explanatorische Funktion evidenzbasierter Wissenschaft einschränken. Sonst bestünde die Gefahr, dass »der bunte Strauß des Existierenden auf irgendeinen kümmerlichen Ast reduziert wird« (Gabriel 2016b, 245).

Somit handelt es sich auch um ein Stück Ideologiekritik bzw. Kritik an reduktionistischen Versuchen, die Welt eindeutig auszulegen. Ob diese Tragweite der Theorie wirklich zukommt, spielt jedoch für die weiteren Überlegungen in dieser Arbeit kaum eine Rolle. In diesem Sinne gewendet, kommt Gabriels »Keine-Welt-Anschauung« als von ihm so bezeichneter *metametaphysischer Nihilismus* eine relevante Bedeutung für den Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften in der Weise zu, dass sich der Mensch nicht als Summe oder determinierte Kausalkette neuronaler Grundlagen erklären lässt. Dieses Manöver lässt zumindest Raum für didaktische Überlegungen, die es im weiteren Verlauf kritisch zu prüfen gilt.

Sinnfelder können als Rahmung von Gegenständen verstanden werden, die diesen in Szene setzen oder anders gesagt: »Sinnfelder sind der Hintergrund, vor dem dasjenige hervortritt, was es gibt« (Gabriel 2015d, 94). Dieser Hintergrund dürfte bekanntlich zwischen Lehrkräften sowie Kindern oder Jugendlichen sehr unterschiedlich sein, sodass hier die These des Deskriptivismus (Gabriel 2016b, 38) didaktisch relevant ist, wenn es darum geht, den Gegenstand dadurch zu individuieren, indem dieser exakt beschrieben wird.

7.3 Zusammenfassung und Ausblick

Das Kapitel sieben geht von zwei zentralen Thesen aus: *Erstens* ist es sowohl für die Bildungstheorie als auch für eine auf der Bildungstheorie aufbauende Didaktik unmittelbar relevant, theoretisch zu untersuchen, worauf sich Selbst-Weltverhältnisse beziehen. In der Philosophie des Geistes wird die Bezugnahme auch als Intentionalität (Gerichtetheit oder Ausrichtung) bezeichnet und drückt die Tatsache aus, dass sich der bewusste interne Zustand eines Menschen immer auf etwas bezieht. Ein Reduktionismus des Erlebens intentionaler Zustände auf naturwissenschaftliche Phänomene ist nicht ohne Weiteres möglich. Neben der irreduziblen Ebene des Cogito ist für bildungsphilosophische Reflexionen die »Welt der Bezugnahme« ein konstituierender Faktor, da das objektive Wissen sich darauf bezieht (Nagel 1983, 2012).

Zweitens erfordert die Reflexion der Wirklichkeit und die Auseinandersetzung mit sozialen Praktiken eine wissenschaftstheoretische Grundposition, in deren Gegenstandsbereich Erkenntnisse untersucht werden. Der Gegenstandsbereich ist die »Welt der Bezugnahme« (Gabriel 2016a), mit der der Mensch intentional in Verbindung tritt. Mit Ausnahme konstruktivistischer Lerntheorien werden diese Überlegungen in der Didaktik kaum thematisiert. Deshalb ging es im Zuge dieser Untersuchung darum, eine weitere Position einzubringen, die aufgrund ihrer Prämissen nicht mit dem Konstruktivismus kompatibel ist. Die didaktische Diskussion klammert die Frage nach der Erkenntnistheorie und der Ontologie überwiegend aus. Ausdrücklich gilt dies nicht für Reichs Didaktik, da er sich mit diesem Problemkreis umfassend auseinandergesetzt hat.

Geist lässt sich als Selbstbildfähigkeit des Menschen bezeichnen und Geist unterscheidet sich von natürlichen Gegenständen dadurch, dass geistige Phänomene nur mittels Deskription hervortreten können. Konzis fasst es Gabriel selbst zusammen (Gabriel 2020b, 66–67): »Der Punkt ist ja gerade, dass Geist keine natürliche Art oder eine komplizierte, aus natürlichen Arten bestehende Struktur ist, sondern gerade etwas, das unabhängig von den Beschreibungen, die dazu genutzt werden, um geistige Phänomene zu bezeichnen, nicht einmal existieren könnte.«

Die Untersuchung bewegt sich zwischen drei Ebenen der Subjekt-Weltbeziehungen, die im Cogito zusammenlaufen und damit den Ausgangspunkt der Reflexion bilden. Erste Konsequenzen ergeben sich bereits für die Subjekt-Weltbeziehungen, da die Reflexionsebenen der hier verwendeten Terminologie so nicht haltbar sind, weswegen eher von *Sinnfeldrelationen* oder doch von *objektiven* Relationen gesprochen wird. Die Argumentation führt dazu, dass entweder das Konzept der Lebenswelt aufgegeben werden müsste oder weiterhin im Spiel bleibt. Dann würde dies jedoch bedeuten, dass die Lebenswelt nicht die Welt als Ganzes bezeichnet, sondern eher eine Art Erlebnismodus darstellt, der eine gewisse Einheit in die Sinnfelder bringt. Diese Auseinandersetzung wird auf die endgültige Festlegung der Analyseebenen verschoben, um eine voreilige Unsauberkeit in den Begriffen zunächst zu umgehen.